

awpha-Zyklus verewigt hat. Das Äthiopien Amerikas wird diese Gegend genannt.

Das Terrain, in dem William Faulkners Romane spielen, umfasst 2400 Quadratmeilen, es hat 15 611 Einwohner und wird im Süden begrenzt vom Tallahatchie River und im Norden vom Yoknapatawpha River. Auf handgefertigten Landkarten hat der Autor sein Hoheitsgebiet verzeichnet, mit Orten, Namen, Jahreszahl und dem Hauptzug der Handlung. Chickasaw, wo um 1820 «Absalom, Absalom!» spielt, oder Jefferson, Kreisstadt von Yoknapatawpha County, «wo Lee Goodwin ins Gefängnis geworfen, verurteilt und gelyncht wurde». Unten links ist die Karte gezeichnet mit «William Faulkner, alleiniger Besitzer und Eigentümer».

Ja, eine Zeit lang sah es tatsächlich so aus, als wollte niemand das Land seiner grossen Entwürfe mehr teilen. Ende des Zweiten Weltkriegs war in den USA kein Buch mehr vor ihm im Druck. Das änderte sich, nachdem der Kritiker Malcolm Cowley 1946 mit Hilfe des Schriftstellers ein Lesebuch mit Auszügen aus den wichtigsten Werken herausgegeben hatte: «The Portable Faulkner». Faulkners Romane beschwören, wie Hans Blumenberg schrieb, «Urvorgänge, aus denen die amerikanische Welt heraufsteigt», sie enthalten «die Kosmogonie des Kontinents». Schreib über das, was du kennst, soll Sherwood Anderson zu ihm gesagt haben, und so hat Faulkner die Flaschenpost der Literaturgeschichte mit seiner «eigenen kleinen Briefmarke von Heimat» frankiert, eine Heimat, die er nach einem kurzen Aufenthalt in Europa nie mehr verliess: Jefferson heisst im wirklichen Leben Oxford.

Oxford, Mississippi, ist eine kleine Universitätsstadt, idyllisch zwischen Hügeln und Seen gelegen, propere Häuschen, gepflegte Gärten, Oxford wurde zur «saubersten Stadt» des Bundesstaates gekürt. Eine Kirche, ein mit Faulkneriana reich ausgestatteter Buchladen; am Courthouse Square steht das von alter Pracht zeugende Gerichtsgebäude des Landkreises Lafayette, vor dem ein Mann auf der Bank sitzt und Pfeife raucht: William Cuthbert Faulkner, am 25. September 1897 geboren in Albany, gestorben 1962 in Oxford, ein zu Lebzeiten höchst umstrittener Bürger der Stadt, der grösste amerikanische Schriftsteller des letzten Jahrhunderts. Zu seinem Hundertsten hat man ihn doch noch mit einem Denkmal aus Bronze geehrt, den «alten Trunkenbold», der nichts anderes tat, als Seite um Seite zu füllen mit seiner Underwood-Schreibmaschine. Sehr sauber, ja geradezu pedantisch sehen die Manuskripte aus für einen, der am Ende in zerlöcherter Tweed herumfliegt und Whisky soff wie ein Loch, kein Kirchgänger, einer, der keinem anständigen Beruf nachging.

FLUSS DER ASSOZIATIONEN

Auf dem Campus der Uni von Oxford, genannt «Ole Miss», arbeitet er mal kurz als Postbote, bis man ihn wegen Unfähigkeit entlässt. Ständige Geldsorgen; um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, schreibt er für Hollywood Drehbücher. Er macht das nicht gern, aber gut. Bis er im Jahr 1950 den Nobelpreis dafür bekam, dass er, wie die Schriftstellerin Elisabeth Spencer schrieb, die Bürger von Oxford «shockierte und Geschichte um Geschichte vor aller Welt blossstellte». Ja, er «zog sie wie Leichen aus dem Keller, die verschwiegenen Familiengeheimnisse»: das nette Mädchen, das im Puff in Memphis landete, den verrückten Bruder, den man zu Hause behielt, die elende Ignoranz der Weissen, die Schiessereien und Lynchmorde, «das wahre Leben der Schwarzen».

Das wahre Leben der Schwarzen: Der Erbfurch des Südens, die Rasse als Menetekel und Obsession, Landnahme, Aufstieg, Sklaverei und Verfall sind Faulkners Sujets. Die verarmten Weissen, deren skrupelloser Behauptungswille am Ende nur den Ruin kassiert, der verlorene Bürgerkrieg und das nostalgische Schwelgen in den Erinnerungen, der moralische und soziale Niedergang, Vergewaltigung und Korruption durch Fortschritt und Habgier, verwoben in einen endlos mäandernden Fluss der Assoziationen. Faulkner lebt selbst im Moment der Tragödie, die er zu erzählen hat, im Zustand der Schizophrenie, «in dem der Widerstand gegen die Gleichstellung der Schwarzen wie eine Opposition gegen den Schnee in Alaska» war. Es ist die Schizophrenie dieses Landes bis heute.

Komplex und verzweigt ist die Sippengeschichte der aristokratischen Baumwolldynastien, aus der fast zwanzig untereinander verbundene Bücher entstanden sind. Ein nicht enden wollender Strom aus Blut, Gier und Gewalt. Es ist eine Welt, die sich erst im Kopf zusammensetzt, aus Stimmen, Szenen, getaucht ins Halbdunkel einer seltsam russigen, schwefelgelben Beleuchtung. Detailversessen ist dieses Schreiben, gesättigt vom Klima, von der Bodenbeschaffenheit, den jeweils neuen Produkten der industriellen Entwicklung, entrückt und hautnah zugleich. Innerhalb kürzester Zeit entsteht dieser Kosmos, 1929 «Sartoris» und «Schall und Wahn», 1930 «Als ich im Sterben lag», 1931 «Die Freistadt», 1932 «Licht im August», 1934 folgt eine Sammlung von Kurzgeschichten, 1935 «Wendemarke» und 1936 «Absalom, Absalom!». Kein Land in der gesamten epischen Literatur, schrieb der Schriftsteller Robert Penn, sei unter soziologischen Gesichtspunkten sorgfältiger analysiert worden.

Mit Nibelungentreue hat Faulkner an seinem Personal festgehalten, seine Familienclassen durch die Geschichte verfolgt, die Compsons, die Sartoris, die Despains, die McCaslins und Sutpens und schliesslich die wüste Sippe der Snopes. Sein ge-

samtes Personal, ob schwarz oder weiss, ist verdammte, es sind Gejagte, die ihr Schicksal auf sich nehmen wie einen Fluch. Wie Miss Rosa aus dem Roman «Absalom! Absalom!» bewegen sie sich in «diesem Traumzustand, in welchem du rennst, ohne vorwärts zu kommen – von einem Schrecken, an den du nicht glauben kannst, zu einer Sicherheit, der du nicht traust». In Faulkners Werk, schrieb Malraux, vollziehe sich der Einbruch der griechischen Tragödie in den Kriminalroman.

1930 kaufte Faulkner in Oxford eine heruntergekommene Südstaatenvilla mit weissen Säulen, die er mit einem Faible für Gutsherrenart selbst renovierte. Er nannte das Anwesen «Rowan Oak». Hier hat er mit seiner Familie gelebt und eine traurige Ehe geführt. Zehn Jahre nach sei-



«Die Wilden scheinen wohl gesonnen»

Unterwegs in einer fiktionalen Meereslandschaft

Von Samuel Herzog

Die Inseln heissen Antillia, Buss, St. Brendan oder Brasil und haben zwei Dinge gemeinsam: Erstens sind sie paradiesisch schön – und zweitens existieren sie nicht. Seit sich die Menschen in die Weiten der Weltmeere hinauswagen, entdecken sie fremde Länder und Inseln. Manche dieser Entdeckungen behaupten sich hartnäckig, andere werden früher oder später als Fiktionen, als erfundene Landschaften entlarvt.

«Im Osten schlägt der atlantische Ozean mit wilder Wucht seine Gischte gegen eine felsene Küste. Im Süden und Westen aber plätschert die See mit zartem Grün über strahlend-weissen Sand. Der Norden der Insel wird von einem Gebirge beherrscht, der Süden ist eher flach – und überall scheint die Erde äusserst fruchtbar. Die Wilden gehen nackt wie Gott sie geschaffen sind von guter Statur – auch scheinen sie wohl gesonnen. Es ist ein Paradies auf Erden – zum Ruhme unseres grössten Denkers will ich es Kantia taufen.» Johann Otto Polter, der einige Seemeilen östlich des äusseren Antillenbogens «auf dem 14. Breitengrade über dem Wendekreis des Krebses plötzlich eine Insel aus dem Meer aufsteigen» sah, war ein Abenteurer aus einer reichen Leipziger Kaufmannsfamilie – ein selbst ernannter Ozeanologe und, wie sich zeigen würde, ein in jeder Hinsicht phantastischer Segler.

IM DIENST VON KAISER UND KÖNIG

Nach seiner Entdeckung von Kantia im Jahre 1884 organisierte Polter aus eigenen Mitteln eine Expedition, um das atlantische Paradies «in unsere deutsche Heimat zu überführen». Mit zwei grossen Schonern brach er 1888 von Trinidad aus zu dem Abenteuer auf. Allein Kantia wollte ganz offenbar nichts mit Wilhelm II. zu tun haben: Hartnäckig blieb das Paradies verschwunden.

Was aber hatte Polter gesehen? Hatte er seine Position falsch berechnet? War er das Opfer eines Fieberanfalls geworden? War es der Rum, den er auf Martinique nebst einem «jungen Mulatten» mit an Bord genommen hatte? Und was ist aus den «zwei treuen Freunden» geworden, die ihn auf der fraglichen Fahrt begleiteten? Polter wollte partout nicht glauben, dass er sich getäuscht haben könnte. In den Jahren 1903 und 1909 unternahm er weitere Expeditionen, um Kantia zu finden – vergeblich indes. Auf einer Foto aus den Jahren kurz vor dem Ersten Weltkrieg sehen wir einen unterdessen ergrauten Herrn mit einem mächtigen Schnauz, der stolz an uns vorbei in die Ferne blickt – in der Linken hält er ein Dokument, das ihn gemäss Legende als den legitimen

nem Tod verkaufte die Tochter das Haus an die University of Mississippi, und «Rowan Oak» wurde zum Mekka für unverdrossene Faulkner-Pilger. Eine alte Scheune gibt es, einen Rosengarten und einen Patio, und ein bisschen spürt man es noch, das Leben von Männern und Pferden und Hunden, riecht den Tabak, den Whisky, hört den Sound des Südens, das Tuten der Schaufelraddampfer und die uralte Melodie: *Ol' man river*. Faulkner hat dieses Land geliebt, und er hat es gehasst. Auf dieser Ambivalenz gründet sein mythisches Reich. Er liebt dies alles, heisst es in dem kurzen Prosatext *Mississippi*, er liebt dies alles, «selbst als er einiges davon hatte hassen müssen, weil er nun weiss, dass man nicht wegen etwas liebt: man liebt nur trotz etwas; nicht wegen der Tugenden, sondern trotz den Fehlern».

unternahmen in den folgenden Jahrhunderten Seefahrer aus den verschiedensten Gegenden der damaligen Welt den Versuch, Brendans Insel zu finden – einige mit Erfolg (der Italiener Marco Verde zum Beispiel), die meisten aber vergeblich. Ob Brendan und seine Mönche tatsächlich bis zu der paradiesisch-grünen Küste von Nordamerika gesegelt sind, wie manche vermuten, sei dahingestellt. 1976 jedenfalls unternahm Timothy Severin, ein Kulturwissenschaftler aus Oxford, mit vier Begleitern den Versuch, auf Brendans Spuren in einem nachgebauten Ochsenhautboot nach Amerika zu gelangen – mit Erfolg.

IRRTÜMER UND ZUFÄLLE

Severins Experiment unterstützte die These, dass irische Kleriker schon vierhundert Jahre vor den Normannen Amerika entdeckt haben könnten – mehr oder weniger zufällig, auf der Suche nach dem Paradies. Auch die berühmteste Entdeckung von Amerika war ziemlich direkt das Ergebnis von Zufall und Irrtum. Christopher Kolumbus' Sprung ins grosse Abenteuer basierte nämlich fast ausschliesslich auf falschen Annahmen. Zum Beispiel hatten die Kartographen seiner Zeit den Umfang der Erde viel zu knapp berechnet. Vor allem aber baute Kolumbus darauf, dass er unterwegs auf die Insel Antillia stossen würde. Antillia wurde auch die «Insel der sieben Städte» genannt, und es hiess, diese seien von Christen auf der Flucht vor den Mauren gegründet worden. Laut der sogenannten «genuesischen» Karte von Paolo dal Pozzo Toscanelli, die Kolumbus' Reise nach Indien wesentlich steuerte, lag Antillia rund 2000 Seemeilen von der Azoreninsel Gomera entfernt mitten im Atlantischen Ozean: ein längliches Rechteck, fast so gross wie Britannien. Dennoch segelten alle Schiffe des Kolumbus an Antillia vorbei – und auch im Rahmen nachfolgender Expeditionen konnte die Insel nicht gefunden werden.

Ob Kolumbus die gefährliche Reise wohl auch ohne die Hoffnung auf Antillia unternommen hätte? Einige tausend Seemeilen weiter westlich stiess er schliesslich doch noch auf Land. Wenn wir allerdings heute im Zusammenhang mit dieser Gegend von den «Antillen» oder von «Westindien» reden, dann erinnern wir damit immer auch an die falschen Annahmen, die Kolumbus' Entdeckung von Amerika im Grunde wohl möglich gemacht haben. Und so real die Inseln der Karibik auch sind – ihr Sammelname ist Fiktion.

Nun könnte man annehmen, dass die Entdeckung von Inseln, die sich über kurz oder lang als reine Fiktionen entpuppen, mit den Aufklärungen der Neuzeit ein jähes Ende nimmt. Das Gegenteil aber ist der Fall: Mit der Neuzeit werden die Ozeane erst recht mit Inseln aller Art bevölkert. In den 1570er Jahren zum Beispiel entdeckt der britische Admiral Martin Frobisher zwischen Island und Grönland die Insel Buss. Weit grösser noch war die Insel Frisland, die ein Venezianer etwas weiter im Nordwesten gesehen haben wollte. Im frühen 19. Jahrhundert dann trat Kapitän Benjamin Morrell auf den Plan, der gleich zwei neue Inseln entdeckte, die er Morrell und Byers taufte. Beide liessen sich noch bis vor wenigen Jahren auf einzelnen Karten zum Beispiel der Lufthansa finden, die zum Glück nie dort notlanden musste.

Ob Bra, Brazil oder Estotiland, ob Ile Philippeaux, Isle of Demons, The Lowland Hundred oder Mayda – die Zahl fiktiver Inseln ist weit grösser noch als die verschwundener Länder wie Atlantis, Avalon, Lemuria, Lyonesse oder Mu. Die Situation ist oft kompliziert, denn selbst wenn Literaten die Existenz von Inseln behaupten, ist damit ja noch nicht bewiesen, dass sie auch wirklich nicht existieren – Zweifel solcher Art nährt etwa die Insel Redonda, die seit 1997 vom spanischen Autor Javier Marias regiert wird.

ENTDECKUNG AUS DEM ALL

Am 19. Februar 2000 stand in der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung» zu lesen: «Vollkommen unerwartet haben die Astronauten an Bord der Raumfähre Endeavour am siebenten Tag ihrer Erdumrundung einen bisher unbekanntem Archipel in der Andamanensee, einem Randmeer des Indischen Ozeans, entdeckt. Es handelt sich dabei um eine Gruppe von sieben Inseln in kreisförmiger Anordnung vor der thailändischen Küste, deren grösste fast genau im Zentrum liegt.» Das Archipel erinnerte die Astronauten an das Auge eines Elefanten aus dem Frankfurter Zoo und also gaben sie ihm den Namen «Ele-Archipel». Das Ganze war, wie wir annehmen dürfen, wohl ein vorgezogener Aprilscherz.

Wenige Wochen später allerdings hiess es in den Medien schon wieder, die «Endeavour» habe bei Erdvermessungen eine zwei Quadratkilometer grosse Insel entdeckt – nun im Tasmanischen Meer. Und diesmal war die Nachrichtenlage eine ganz andere, denn der deutsche Astronaut Gerhard Thiele bestätigte die freudige Neuigkeit sogar höchstpersönlich in einem Interview mit dem ZDF. All dieser Seriosität zum Trotz ist es bis heute aber noch niemandem gelungen, die fragliche Insel auch tatsächlich zu finden. Ein Messfehler wie zu Kolumbus' Zeiten? Ein Astronauten-Scherz? Der Wunsch, die Erde möge noch Entdeckungen zu bieten haben, scheint offenbar immer noch so stark, dass er ganze Inselnlandschaften aus dem Meer gebären kann. Und wer heute mit seinem Segelboot den Atlantik überquert, der sollte sich nicht wundern, wenn er auf dem 14. Breitengrad über dem Wendekreis des Krebses plötzlich Kantia vor sich in den Himmel greben sieht. Doch keine Angst: Die «Wilden» sind ja «wohl gesonnen».